Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 43 Bremen-Berlin, den 22. Oktober **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: „Ist das nicht des Zimmermanns Sohn?“ Von G. Freybe. — Das kirchliche Frauenstimmrecht. I. Von Martha Zietz. — Das Gustav Adolf-Fest in Heidelberg. Von O. Beeck. — Goethes Denkmal und das deutsche Schulwesen in Rom. I. Von Dr. Pflaum. — Judas Ischariot. Von Baars. — Nozomi no hoshi. Sterne der Hoffnung! II. — Briefkasten der Redaktion. — Vom Büchertisch.

„Ist das nicht des Zimmermanns Sohn?“

(Matth. 13, V. 55.)

So sprachen sie, voll Entrüstung, Neid und Selbstzufriedenheit, die Heimatgenossen Jesu, — und der sollte uns etwas zu sagen, uns zu tadeln, uns zu meistern haben!? — Freilich, das hätten sie sich schon gefallen lassen, wenn Jesus ihnen nur mancherlei drückende, beengende Fesseln gesetzlicher Strenge und jüdischer Lebenssitte abgenommen hätte; aber daß er ihnen auch noch eine neue Gerechtigkeit abverlangte, daß er die Gebote, die er soeben aufgelöst, nun mit neuem, tieferen Inhalt erfüllte, daß er sie nicht nur entlastete, sondern auch belastete, verpflichtete zum Gottesdienst der Gesinnung und der Tat, — das trugen sie nicht; er hatte kein Recht dazu, er war ja kein Schriftgelehrter; darum brauchten sie seine „Weisheit“ (V. 54), von der sie innerlich überzeugt waren, nicht anzuerkennen, sich ihr in ihrem Gewissen nicht zu unterwerfen; laßt ihn nur lehren, er hat kein Recht, keine Vollmacht dazu, und wir sind des Gehorsams, aber auch der weiteren Prüfung seiner Worte überhoben!

Noch heute kommt es den Menschen vielfach darauf an, wer etwas gesagt hat. Statt den Inhalt, den Wahrheitsgehalt und den sittlichen Ernst irgend welcher Worte und Reden zu prüfen und danach sich zu entscheiden, fragt man: Wer hat es gesagt? Man verlangt nach Namen, Titel, Rang, Stand, Charakter, Tendenz, Herkommen des Redners, Schriftstellers — aber der Inhalt der Rede, das Sachliche, wird dann gern vergessen, vernachlässigt über dem Persönlichen. Merkwürdig, eine Zeit, die so gewaltsam wie die unsere alle Autoritäten, bewährte und zweifelhafte, abschüttelt und von sich weist, die auf eigenen Füßen stehen, mit eigenen Gedanken denken, aus selbsterlebten Empfindungen urteilen, mit neuen Zungen — oft sehr manierierten — reden und mit eigenster Orthographie und Interpunktion schreiben will, sie steckt doch vielfach wieder so tief in Autoritätsblindheit, in Partei- und Standeseinseitigkeiten, in persönlichen Vorurteilen, daß es zu selbständigen geistigen, geschweige denn sittlichen und religiösen Urteilen selten kommt.

Auch dem großen Zimmermannssohne aus Nazareth gegenüber ist das noch vielfach so. Man sucht sich leicht dem Gewicht seiner Worte oder der an ihm entzündeten christlichen Gedanken und Pflichten zu entziehen durch Hinweis auf seine Zeit, seine Umgebung, auf das „Milieu“, in dem er lebte, auf manche seltsame und durch die Geschichte widerlegte irrige Auffassungen, die er gehabt oder geteilt hat, wie Teufel- und Dämonenglauben, die nahe Erwartung des Weltunterganges und dergleichen mehr. Das mag alles gut und richtig sein, — aber die Gefahr ist dabei, daß man auf jenes Milieu, auf die Nebenzüge, Nebenströmungen und Nebensächlichkeiten in Jesu Person und Wirken nicht nur das zurückschiebt und damit für überwunden erklärt, was unser Denken und Vorstellen belastet, was unserem Wirklichkeitssinn, unserer klaren Erkenntnis und unserem an empirischen Dingen gereiften Urteil widerstrebt, — sondern man schiebt auch gern mit einem Scheingefühl des Rechts und mit selbstbewußter Entrüstung (wie jene Synagogenbesucher in Nazareth) vieles auf den Zimmermannssohn und seinen andersartigen Gesichtskreis, was unser sittliches Empfinden, was unser Wollen und Tun belastet, was uns verpflichtet, was nur das Gewissen anerkennen und durch eigenes Prüfen und Erproben in seinem dauernden Werte und seiner allgemein menschlichen Weite und Gültigkeit zu erfassen vermag. — Man will von Jesus wohl entlastet, aber so ungern belastet werden. Man läßt ihn als Erlöser sich gern gefallen, aber nicht als vorbildlichen Kreuzträger, der Selbstverleugnung und Selbstüberwindung fordert. „Ist das nicht des Zimmermanns Sohn?“ das ist für viele oft ein scheinbar so triftiger, in Wirklichkeit aber so fauler, bequemer, auf Feigheit und Selbsttäuschung beruhender Grund, nicht ernst zu machen mit der auch vom Zimmermannssohne ausgegangenen Wahrheit: „So jemand will Gottes Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selber rede.“ Nicht den Sprecher, sondern das Gesprochene sollen wir prüfen und erproben, so werden wir frei von jener Personenüberschätzung, in der etwa ein strenger Katholik jedes Wort verwirft und ernster Prüfung für unwert hält, was der Bergmannssohn Luther geredet, oder ein stramm Konservativer ein jedes Bebel-Wort, ein trotziger Nietzscheaner jedes Bibelwort, ein enggläubiger Biblicist jedes Babelwort ungeprüft abweist.

Jesus, der Zimmermannssohn — darin liegt eigentlich eine große Gewähr für die Schlichtheit, ungekünstelte Natürlichkeit und echte Menschlichkeit seiner Worte. Er war einfacher Leute Sohn, ein Landkind, nicht ein Großstadtkind; er stand der Natur nahe; er sah und beobachtete das Entstehen und Werden, er sah nicht die Gerüste, Häuser, Wohnungen, Speisen und Lebensmittel in fertiger Vollendung vor sich; er dachte nicht in fertigen Vorstellungen und Begriffen, er war kein Systematiker, sondern er redete in Gleichnissen, er wußte es und sprach davon, wie man ein Haus, einen Turm baut, wie ein Feld bestellt, wie ein Stück Brot allmählich

gewonnen wird. So konnte er selber bauen, geistig, sittlich bauen. Wie er in seinen Reden ein Künstler war, der nicht die Pointe vorwegnimmt, sondern wirkungsvoll an den Schluß setzt, der durch die Wahl und Zahl der Worte seinen Reden „Gewalt“ verlieh, so baute er auch in der Religion, ging zurück auf die natürlichen Triebe und Gaben, Kräfte und Empfindungen in der Menschenbrust; an sie knüpfte er an, auf ihnen führte er sicher und fest den aus wuchtigen Steinen, ohne viel künstliche Verzierungen oder entstellende Überladungen gefügten Bau eines Gottesreiches auf Erden, einer Menschheitsreligion aus. Ebenso sicher und zielbewußt war er auch als Erzieher, der die Seinen leitete und ihr Pflichtbewußtsein langsam, aber stetig reinigte, vertiefte und damit verklärte.

Sollte es schädlich oder etwa unmännlich sein, solchem Zimmermannssohn sich auf Grund freier eigener Prüfung und Entscheidung als einer Autorität voller „Weisheit“ unterzuordnen und von ihr zu lernen? Auch ein Zimmermannssohn kann „Weisheit“ lehren und ein „Gottessohn“ sein und andere dazu bilden. G. Freybe.

Das kirchliche Frauenstimmrecht.

Von Martha Zietz.*)

I.

Der Gedanke, auch Frauen offiziell am kirchlichen Leben teilnehmen zu lassen, ist in den letzten Jahren vielfach erörtert worden, hat in manchen Ländern festen Fuß gefaßt und ist dort zur Verwirklichung gelangt, während wiederum andere Länder, vor allem Deutschland, sich noch immer nicht so recht mit dieser Neuerung auf kirchlichem Gebiete befreunden konnten, trotzdem auch hier von Jahr zu Jahr das Bedürfnis dafür bei den Frauen wuchs.

Bei solchen Umwälzungen des sozialen Lebens, wie die Frauenbewegung sie erstrebt, handelt es sich nicht um die Wünsche einzelner Menschen; die Führerinnen sind nicht die Erfinderinnen, sondern die Zeit selbst stellt die Forderung; es ist eben zum Bedürfnis geworden, Frauenarbeit anders zu werten. Die Zeit der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau ist vorbei, weil ihr Nutzen für die Gesamtheit nicht mehr existiert. Es ist aber eine alte Wahrheit, daß die Gesetze der sozialen Entwicklung nicht warten, bis sie von allen Menschen begriffen werden; sie setzen sich durch, wenn ihre Zeit gekommen ist. So war es seinerzeit auch mit der Sklavenemanzipation; die Zeit war vorüber, in der es mit Ethik und Moral vereinbar erschien, einen Teil der Menschheit zum willenlosen Werkzeug zu machen, ihn Gesetzen zu unterwerfen, die er nicht mitgeschaffen hat, ihm nur Pflichten und keine Rechte einzuräumen.

Jetzt ist die Zeit unwiederbringlich dahin, in der die Frau nur in das Haus gehörte, oder bei pekuniärer Notlage einige, wenige Berufe ergreifen durfte, ohne Rücksicht darauf, ob sie von Gott ein großes Talent bekommen hatte, das sie zum Nutzen der Allgemeinheit am Seziertisch, im Laboratorium oder am Schreibtisch im Gelehrtenzimmer zur Geltung bringen sollte. Durch die jetzt von Tag zu Tag größer werdende soziale Unabhängigkeit wird der geistige Horizont der Frau ein weiterer; sie wird nicht nur berechtigt, es wird ihr zur Pflicht, an den Fragen des öffentlichen, sowie des kirchlichen Lebens mitzuarbeiten. Wer die neuerwachte Frauenkraft jetzt nicht in den Rahmen seiner Tätigkeit zu ziehen versteht, wer sie von sich weist, weil er sich von alten, überlebten Ansichten nicht trennen kann, der läuft Gefahr, von den denkenden, vorwärtsstrebenden Frauen nicht mehr beachtet zu werden. Wer mit den Fortschritten des öffentlichen Lebens nicht Schritt zu halten versteht, der wird bei Seite geschoben und nach nicht allzu langer Zeit haftet ihm das Odium des Überlebten an.

Es ist so oft behauptet worden, die Kirche sei das eigentliche Gebiet der Frau, daß ich mich jetzt nicht in weiteren Auslassungen darüber ergehen will. Wenn aber die Kirche die Mitgliedschaft der neuerwachten Frauenwelt wünscht, wenn sie teilhaben will an den dort ausgelösten Geisteskräften, dann muß sie diesen Frauen jetzt volles Bürgerrecht geben.

Aber es ist nicht nur im Interesse der Kirche, es ist auch von Wert für alle die Tausende von Frauen, die sich noch mit Hand und Fuß gegen die ihnen so unbequeme Lehre von den Pflichten der Frau gegen die Allgemeinheit wehren. Unsere Arbeit, unsere Interessen machen uns zu dem, was wir sind; der Mangel an Arbeit und Pflichten hat einen großen Teil der Frauenwelt auf die Bahn der Oberflächlichkeit und Veräußerlichung getrieben. Da sollte jetzt die Kirche, die große Volkserzieherin, sowie jede Gemeinschaft, die kirchliche Interessen vertritt, ihre Aufgabe darin sehen, die Frauenwelt zu einer ernstdenkenden zu machen, die von allen ihren Pflichten, nicht nur den häuslichen, durchdrungen ist. Ein erweiterter Pflichtenkreis bedingt doch keine Vernachlässigung der alten Pflichten; die Häuslichkeit, die Sorge für Mann und Kind gehört immer zu den Pflichten der Frau, aber je weiter der Gesichtskreis der Frau wird, je mehr kann sie dem Mann sein, mit desto größerer Umsicht wird sie ihren Hausstand führen und immer besser kann sie ihre Kinder erziehen und ihnen noch über das 16. Lebensjahr hinaus Beraterin und Vorbild sein.

Es ist unangenehm für uns Frauen, unsere Arbeit, unsere Mithülfe anzubieten und dann immer und immer wieder abgewiesen, verspottet und verhöhnt zu werden. Wem aber ein Ziel vor Augen steht, von dem man annimmt, oder besser gesagt: überzeugt ist, daß es zum Besten der Allgemeinheit dienen würde, der darf keine Rücksicht auf solche Empfindungen nehmen, der muß immer wieder versuchen, Propaganda für seine Ideen zu machen. Wir kirchlich liberal gesonnenen Frauen sind ganz besonders darauf angewiesen; wir stehen zwischen zwei Feuern: rechts die Frauen des evangelischen Frauenbundes, die sich um Hofprediger a. D. Stöcker scharen, die noch vor wenigen Monaten, im Beisein und ohne Widerspruch dieses Herrn, allen Frauen, die nicht zu diesem Bunde gehören, jede Berechtigung absprechen wollten, für das kirchliche Frauenstimmrecht einzutreten, links die Frauen der sozialdemokratischen Frauenbewegung, denen jede Kirche und kirchliche Gemeinschaft ein überwundener Standpunkt ist. Sie sehen, es gehört für uns viel Ausdauer und Mut dazu, immer wieder gegen diese Angriffe, zu denen sich dann zuweilen noch die des einen oder anderen liberalen Geistlichen gesellen, unsere Stellung zu behaupten. Wollen Sie uns nicht helfen, nach allen Angriffspunkten hin den Beweis zu erbringen, daß Frauenkraft von der aufwärtsstrebenden kirchlichen Richtung geschätzt und gewünscht wird?

Deutschland ist ja in der glücklichen Lage, sich bei Heranziehung der Frauen zur kirchlichen Arbeit nicht auf den Weg eines Versuches begeben zu müssen, sondern es kann an den Erfahrungen anderer Länder und Staaten lernen, es kann sich von allem das beste und geeignetste heraussuchen und so ein Zusammenarbeiten von Mann und Frau schaffen, das dem Ideal am meisten entspricht. Eine wahre Kirche kann doch erst da entstehen, wo Mann und Frau gleichberechtigt sind, wo beide Teile der Menschheit gleiche Rechte und Pflichten haben.

Kein Wunder, daß die Befreiung der Frau von alten Vorurteilen am ersten in den jungen Staatenleben von Amerika und Australien gedieh. Aber uns deutschen Frauen erfüllt es doch mit Stolz, daß die erste Frau, welche die Gleichberechtigung von Mann und Frau in Amerika forderte, eine deutsche war, eine jener politisch interessierten Frauen, die 1848 nach drüben flohen.

Freilich, ein Land wie Nordamerika, das 158 verschiedene Sekten aufzuweisen hat, kann nicht einheitlich vorgehen; es gibt auch dort kirchliche Gemeinschaften, in denen die Frau, wie bei uns, ein Wesen zweiten Grades bleibt; die Geistlichkeit stellt sich auch dort zum Teil gegen die Gleichberechtigung

*) Referat in der 1. Sektion des 22. Protestantentages zu Berlin.

der Frau, als gegen etwas sehr wenig mit dem Worte Gottes Übereinstimmendes. In der bischöflichen Methodistenkirche siegten z. B. die Kämpfer für das kirchliche Frauenstimmrecht im Jahre 1900 erst, nachdem sie vier Tage und vier Nächte unter besonderem Widerstande der Deutschen darum gerungen hatten.

In Australien haben die Frauen aktives und in Südaustralien auch passives Stimmrecht; freilich, es hat manche Mühe gekostet, die große Masse der Frauenwelt zur Wahlurne zu bringen, aber dank der energischen Arbeit der dortigen Führerinnen ist ein Prozentsatz stimmender Frauen erzielt, der manchem deutschen Kirchenvorstande ein Gefühl des Neides erwecken kann. Dort wird jetzt allgemein die seitdem eingetretene Besserung der ganzen kirchlichen Verhältnisse rühmlichst anerkannt.

In England, Schottland und Irland haben diejenigen Frauen, welche Steuern zahlen, das Recht, sich an den Wahlen der Kirchengemeinderäte zu beteiligen; sie haben aktives und passives Wahlrecht zu den parish councils, in denen sie sogar leitende Stellungen einnehmen.

An den Pfarrwahlen können sich nur diejenigen Frauen beteiligen, die zur presbyterianischen Kirche gehören. Auf der Insel Man haben die Frauen bei allen kirchlichen Angelegenheiten das Recht, ihre Stimme abzugeben, wenn ihr Jahreseinkommen aus Grundbesitz eine gewisse Höhe erreicht. In Leicester hat man sogar im Winter dieses Jahres eine Deutsche als Predigerin angestellt.

Auf Irland wählen die Frauen seit 1880 ihre Geistlichen mit.

In Norwegen sind diejenigen Frauen stimmberechtigt, die auf dem Lande mindestens 300 Kronen, in den Städten mindestens 400 Kronen jährliches Einkommen versteuern, sowie diejenigen verheirateten Frauen, deren Männer diese Steuern zahlen. Der Initiative der norwegischen Frauen ist es zu danken, daß dort durch eine königliche Verordnung die Sitte abgeschafft ist, bei Trauungen jenes Ritual aus Luthers Traubüchlein mit dem Gehorsamsgebot für die Frauen und dem Fluche des Sündenfalles zu verwenden.

In Schweden sind diejenigen Frauen in kirchlichen Dingen stimmberechtigt, die ein Einkommen von mindestens 500 Kronen versteuern; sie haben Sitz und Stimme in den Kirchenversammlungen, die über kirchliche Angelegenheiten der Gemeinde beschließen.

In der Schweiz besteht das kirchliche Frauenstimmrecht in einzelnen Kantonen, so in den freien Kirchen von Waadt und Genf; in Zürich, Genf und Neuenburg steht es für die Landeskirche nahe bevor. In Genf hat sogar, man höre und staune, eine Mitglied des Konsistoriums der protestantischen Nationalkirche eine diesbezügliche Forderung eingereicht, die mit 18 gegen 3 Stimmen bewilligt wurde. Es bedarf nur noch der Änderung der kantonalen Verfassungsbestimmungen, die aber schon eingeleitet ist. In Zürich hat sich ein sozialdemokratischer Geistlicher dagegen erklärt; wieder ein Zeichen, wie vorsichtig diejenigen sein sollten, die von den Sozialdemokraten eine Förderung des Frauenstimmrechts erhoffen. Eine kleine Episode, die sich am Vierwaldstätter See abspielte, zeigte, wie man dort auch den Anfang zum kirchlichen Frauenstimmrecht macht. Man wollte die Zeit der sonntäglichen Gottesdienste ändern, konnte aber zu keiner Einigung gelangen, bis vorgeschlagen wurde, doch die Frauen, die die eifrigsten Kirchenbesucher seien, entscheiden zu lassen; auch die reformierte Gemeinde in Sursen, Kanton Luzern, hat kirchliches Frauenstimmrecht. In Ungarn hat die evangelische Gemeinde in Jesmack ihre Satzungen dahin modifiziert, daß auch den steuerzahlenden Frauen das Wahlrecht zusteht; schon bei der nächsten Wahl haben die Frauen einen ausgedehnten Gebrauch von dem neuerworbenen Rechte gemacht.

In Frankreich gewährt die freie Kirche von Lyon den Frauen Stimmrecht und die offizielle Synode, die 1901 tagte, forderte es für alle Witwen und für unverheiratete, die über 30 Jahr alt sind. Der Ami chrétien des familles, das Organ der lutherischen französischen Kirche, fordert es für jede, auch die verheiratete 30jährige, weil diese oft das einzig kirchlich gesonnene Mitglied der Familie sei.

Die Waldensersynode in Torre Pellice nahm 1903 in ihre neue Kirchenverfassung die Bestimmung auf, daß jede Gemeinde den Frauen zu denselben Bedingungen, wie den Männern, Stimmrecht erteilen kann.

In Italien gibt die deutsche Gemeinde in Florenz ihren weiblichen Mitgliedern Stimmrecht.

Das Gustav Adolf-Fest in Heidelberg.

Im vorigen Jahre hatte die alte Hansestadt Hamburg dem Verein eine Herberge gewährt, dieses Jahr durften wir in Heidelberg einziehen, der lieben Stadt, „der Stadt der Kongresse“, wie sie eine Ortszeitung nannte. Und herzlicher konnte die Aufnahme nicht sein, als sie gewesen ist. Alle Kreise der Stadt, besonders auch die Frauen Heidelbergs, haben an dem Feste den wärmsten Anteil genommen und haben reichliche Festgaben, im ganzen etwa 30 000 ℳ., außer den heiligen Gefäßen, dargebracht. Das badische Fürstenhaus, Großherzog wie Großherzogin, haben im Geiste dem Feste beigewohnt; der Erbgroßherzog war an einem Tage zugegen, gerade an dem Tage, als D. Pank, der weise und redegewaltige Führer unseres Vereins, seine bedeutsame Rede hielt, in der er von den gegenwärtigen Sorgen der Evangelischen im Reiche sprach mit mannhaftem, freimütigem Worte, und von unserem festen Entschlusse, nicht zu wanken und zu weichen im Eintreten für die Güter der Reformation und für die Ehre unserer teuren evangelischen Kirche. Lautlose Stille lag über der Versammlung während der Rede. Die Verhandlungen erhoben sich zu dramatischer Höhe, als der Erbgroßherzog aufstand und ein Anschreiben des Großherzogs verlas, als D. Pank die Antwort auf die Telegramme an den Großherzog Friedrich von Baden und Kaiser Wilhelm II. kund gab, auch das letztere in herzlichem Tone gehalten und vom Kaiser selbst unterzeichnet. Welche Liebe der greise Großherzog in seinem Land und im deutschen Vaterland genießt, kam in der Versammlung zum deutlichen Ausdruck.

Ein großes Gustav Adolf-Fest kommt mir vor wie eine freie Reichssynode der Evangelischen aus dem deutschen Vaterlande und weit darüber hinaus. Hier hört man in allen deutschen Zungen reden; hier herrscht die schönste Eintracht. Der Gustav Adolf-Verein ist eine schöne Verheißung für eine spätere Zeit, wo alle Richtungen der evangelischen Kirche zusammenarbeiten und noch größere Liebestaten vollbringen werden als jetzt. Die Evangelischen in der Diaspora des In- und Auslandes aber haben gewiß keinen Verein lieber als diesen ihren Helfer. Der Gustav Adolf-Verein hat auch, wie D. Pank sagen durfte, das Herz des deutschen Volkes und ist eine Macht; nur ein Bruchteil von starren Lutheranern schließt sich ja noch von seiner Liebesarbeit mit Willen aus. Aber er hat freilich noch viele Gleichgültige aufzurütteln und zu gewinnen, die nicht zu wissen scheinen, was für eine bedeutsame, hochnotwendige Arbeit hier geschieht. Wenn nicht bloß von den Festteilnehmern in Heidelberg, wozu Pank sie verpflichtete, jeder zehn neue Freunde dem Gustav Adolf-Verein im neuen Arbeitsjahr gewönne, sondern auch jeder Gustav Adolf-Mann, der zu Hause geblieben war, was gäbe das für eine neue Heerschar und Hülfsschar der evangelischen Kirche!

Es gibt auch kaum einen deutschen evangelischen Verein, der mehr Segen geschafft hätte als dieser: 5300 Gemeinden hat er seit 1832 unterstützt; an 2263 Kirch-, Bethaus- und Turmbauten mitgebaut; 877 Schulhausbauten, 871 Pfarrhäuser hat er errichten helfen, 668 Konfirmanden-, Waisen- und Diakonissenanstalten unterstützt. Was für Summen hat er für Pfarrer- und Lehrergehalte und Schulerhaltungen ausgegeben! Was steckt in diesen Zahlen für ein Leben und für eine Liebe! Unser Bremen z. B. hat bisher doch schon 960 000 ℳ. dem Verein geliefert und hat, Gott sei Dank, nichts von ihm zurück zu nehmen brauchen. Im letzten Jahre

haben die Gesamteinnahmen des Vereins die Höhe von 2 353 027 ℳ. erreicht, eine große Summe, die doch eben nur ausreicht, die dringendsten Ansprüche an den Verein zu befriedigen. Noch viel mehr sollte es für treue Evangelische Sitte werden, diesen Verein mit Legaten zu bedenken. Der Gustav Adolf-Verein ist, indem er den zerstreuten Evangelischen nachgeht und sie zusammenhält, ein Erhalter und Mehrer der evangelischen Kirche, wie keiner mehr, und vollbringt doch damit nur ein großes Friedenswerk. Die beste Verteidigung unserer Kirche unter Katholiken ist der Bau von evangelischen Schulen und Kirchen. Die Ausbreitung unserer evangelischen Kirche im Auslande beruht zum großen Teil auf der Arbeit dieses Vereins. Darum ist er auch ein allgemeiner, evangelisch-protestantischer Missionsverein, noch in schönerem Sinne als der andere, den wir auch kennen und lieben. Wir können allen unseren liberalen Gesinnungsgenossen, von denen doch dieses Blatt hauptsächlich gelesen wird, nur sagen, daß auf ihre Arbeit in diesem Vereine gezählt wird und daß wir hier Gleichberechtigung haben. Die Versammlungen in Hamburg und Heidelberg, in denen der Liberalismus alte Stätten hat, bezeugten ja den Führern des Vereins auch deutlich, daß unsere Gesinnungsgenossen Treue zu halten wissen und am Bauen Lust haben und nicht die „Negativen" und Zerstörer sind, als welche sie so oft ausgeschrieen worden sind.

Was soll ich Einzelnes erwähnen? Daß Wünschelburg in Schlesien an der österreichischen Grenze die große Liebesgabe erhalten hat, mehr als 22 000 ℳ., gegen eine mährische und baierische Gemeinde, die auch nicht leer ausgingen, ist unseren Lesern längst bekannt. Über den kostspieligen Kirchbau zu Turn, den auch der bremische Protestantenverein durch eine bedeutende Summe fördern half, ist noch einmal ernst geredet worden, doch mit dem Troste dabei, daß wahrscheinlich noch in diesem Jahre die Kirche von Turn eingeweiht werden kann. Der Bremer Zauleck brachte eine Kindergabe von über 8000 ℳ. und hatte die Genugtuung, gegen eine kleine Minderheit, daß die Abgeordnetenversammlung seinem Plane, eine jährliche Kindergabe einzurichten, die Zustimmung gab und die Statuten genehmigte. Auch der Unbekannte aus Belgien ließ wieder eine Liebesgabe von 5000 ℳ. überreichen. Die Berichte der Diasporapfarrer, etwa der aus Lothringen und Österreich, haben besondere Aufmerksamkeit gefunden, und mancher von ihnen hat noch ein besonderes Anliegen den Vertretern der Hauptvereine mitgegeben auf den Heimweg. Die Heidelberger Universität hat den Oberkirchenrat Zähringer und Prälat Oehler zu Doktoren geschlagen und dieses den Festgenossen durch Dekan Lemme würdig und feierlich verkündigen lassen. Oberkirchenrat und deutsch-evangelischer Kirchenausschuß begrüßten den Verein. Unsere Ansicht ist jedoch, daß der Kirchenausschuß das Vertrauen des deutschen Volkes noch nicht besitzt, wie D. Pank in seiner Antwort meinte, sondern es sich erst erwerben muß. Das Vertrauen zu einer fürstlichen Einrichtung ist seit den letzten Jahren im deutschen Volke nicht gewachsen, sondern viel eher der Wunsch, vom landesherrlichen Summepiskopat freizukommen, zu einer Freiheit und Selbstständigkeit der evangelischen Kirche, nicht im Stöcker-Hammersteinschen Sinne, sondern durch den Ausbau der Synodalordnung, die auch der Protestantenverein ins Auge fassen wird.

Die Festgottesdienste und Volksversammlungen waren so gut besucht, daß man kaum Platz zu finden und zu behaupten wußte. Als ich zufällig jüngst „Die Kirchenbeleuchtungen" von D. H. E. G. Paulus, großherzoglich badischem Geh. Kirchenrat, Professor der Theologie und Philosophie in Heidelberg, las, Heidelberg 1827, darinnen ich geschrieben fand: „die Kunst der gemalten Kirchenfenster wird unter die verlorene gerechnet" und von ihm hörte, „wie die Buntmalerei der Fensterscheiben zur Rarität geworden ist", mußte ich wieder an die Heidelberger Kirchen denken, alte und neue, die des hellliebenden Paulus Zeit auch hinter sich gelassen haben. So ändern sich die Zeiten. Aber wer auch heute pietistische oder mystische oder kritische Tendenzen hat, wir sollten doch unsere rationalistischen Großväter — denn das waren sie ja fast alle — nicht schelten. Alles einmal wirklich Gewordene trug doch Vernunft und Notwendigkeit in sich, wenn auch mit Maßen. Der Gustav Adolf-Verein aber enthält Vernunft und Notwendigkeit zugleich, vertritt auch Humanität und Bildung, indem er evangelische Frömmigkeit befördert, und handelt nach dem köstlichen Worte: „Und wenn ich allen Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts."

Die nächste Versammlung findet in Bromberg statt, in der Ostmark.

Bremen. O. Veeck.

Goethes Denkmal und das deutsche Schulwesen in Rom.

I.

In diesem Jahre, am 23. Juni, ist in Rom in der Villa Borghese in Anwesenheit des Königs von Italien und einiger der höchsten Beamten dieses Landes durch den Botschafter des Deutschen Reiches jenes Denkmal Goethes enthüllt worden, das der deutsche Kaiser der Stadt Rom geschenkt hatte. Das Denkmal an sich verdient, wie die meisten der viel zu vielen Denkmäler, die wir neuerdings erstehen sehen, kaum Beachtung; zudem: ein Kunstwerk, das gerade hier an der Stätte klassischer Werke einen günstigen Eindruck zu machen oder die deutsche künstlerische Potenz würdig zu repräsentieren vermöchte, ist die Schöpfung Eberleins eben nicht, und die Art, dem Dichter durch ein Abbild seiner äußeren Gestalt Genüge zu tun, anstatt die Energie auf die Ausbreitung und Vertiefung der Kenntnis seines Geistes zu konzentrieren, sind wir leider auch schon gewöhnt. Das Denkmal interessiert weit mehr insofern, als es eine öffentliche und autoritative Äußerung des Oberhauptes des Deutschen Reiches ist und als mit ihm Zwecke verfolgt werden, die über die normale Mission von Denkmälern hinausgehen.

Unter den Zwecken des Denkmals muß man scheiden zwischen ausdrücklich anerkannten und zwischen logischerweise anzunehmenden beziehungsweise als in der Absicht des Stifters gelegen zu unterstellenden. Die Unterscheidung ist beachtenswerterweise auch für die Wertung belangreich. In die erstgenannte Kategorie gehören zwei: Ausdruck des Dankes für die von Italien auf Goethe geübte fruchtbare Einwirkung; Erinnerung und Symbol der geistigen Bande zwischen Italien und Deutschland. Man könnte, scheint mir, mit Recht, was den ersten dieser Zwecke anbetrifft, einwenden, daß ja Goethe selbst den Dank gegen Italien in seinen Berichten über die italienischen Reisen, in den römischen Elegien und anderweit zu zureichendem und wirksamem Ausdruck gebracht habe und daß er hierzu kompetenter war als Professor Eberlein. Und was den zweiten Zweck betrifft, so ist es ja zumindest diskutabel, ob das Denkmal gerade die beste der Weisen ist, ihm zu genügen, und ob das Bewußtsein der Solidarität der Völker — wie die Menschen nun einmal geartet sind — auf dem Wege sentimentaler Politik und durch gefällige, Ergebenheit bekundende Äußerlichkeiten je wirklich erzielt werden wird und ob das Bewußtsein der Solidarität der Völker die durch den Zwang der Selbsterhaltungsbedingungen geschaffenen Gegensätze der Völker zu paralysieren wenigstens während der nächsten Jahrhunderte stark genug sein kann. In der Kategorie der nicht ausdrücklich anerkannten Zwecke von Goethes Denkmal lassen sich zwei Gruppen scheiden: Zwecke im Hinblick auf Italien und Rom, sowie Zwecke im Hinblick auf die Deutschen im Auslande. Jene bestehen darin: dem auf seine großen Traditionen stolzen Italien vor die Augen zu führen, eine wie bedeutende Geisteskraft und künstlerische Begabung den ehemaligen Barbaren heute eignet, und Rom zu Gemüte zu führen, wohin es gelangt ist, wenn es den „Heiden"

Goethe in so triumphierender Stellung in seinen Mauern dulden muß, und daß die freie, von Kirchenfesseln ungehemmte Geistesentfaltung in Deutschland ihre Heimat hat und durch des Deutschen Reiches Macht geschützt und glänzend gefördert wird. Die Zwecke des Denkmals im Hinblick auf die Deutschen im Auslande und im besonderen in Rom andererseits bestehen darin: ihren nationalen Stolz zu heben, sie zu mahnen, nicht mehr wie seither so überaus häufig ihre nationalen Eigenschaften zu verleugnen und sich fremdem Volkstum und fremder Sinnesart anzupassen, sie zu mahnen, im deutschen Namen einig unter einander zu sein und die individuellen Besonderheiten vermöge verschiedener Heimatsprovinz, verschiedenen religiösen Bekenntnisses, verschiedenen Berufes, verschiedener politischer Richtung minder zu werten als die Zusammengehörigkeit im Deutschtum. Gewiß, all die letztgenannten Zwecke von Goethes Denkmal in Rom sind nirgends so zu sagen von Amts wegen ausgesprochen, aber sie sind dennoch da, müssen logischerweise da sein. Und um dieser letztgenannten Zwecke willen kann man sich über des Kaisers Stiftung eines Denkmals von Goethe in Rom aufrichtig freuen.

II.

Einen Tag nach der Enthüllung des Goethe-Denkmals fand in Rom eine Versammlung protestantischer Deutscher statt, — eine sehr befremdliche Versammlung für denjenigen, der sich das Goethe-Denkmal in der dargelegten Weise interpretiert hatte und sich erhoben fühlte im Gedanken an das Deutsche Reich als den Hort freier Geistesentfaltung und der im Protestantismus sich äußernden evangelischen Gesinnung, im Gedenken an den deutschen Kaiser und des Deutschen Reiches Regierung, die sich der nationalen Erziehung und Führung der Deutschen in so großem Stile befleißigen. Diese Versammlung war nämlich nichts weniger als eine auf Tatsachen gegründete Klage (und indirekt natürlich: Anklage gegen die deutsche Reichsregierung), daß die deutsche Schule in Rom den Katholiken und katholisch-klerikalen Ansprüchen ausgeliefert sei, daß die deutschen Protestanten an der Reichsregierung nicht nur keinen Rückhalt haben, sondern ihre idealen Interessen von ihr geradezu verleugnet sehen, daß die Schule unter den gegebenen Verhältnissen den nationalen Erfordernissen nicht entspreche und daß so die protestantischen Deutschen ungeachtet des damit geschehenden Zerfalls der Deutschen Roms genötigt seien, eine eigene evangelische Schule zu gründen.

Die wesentlichsten Einzelheiten zur Erläuterung des Tatbestandes sind die folgenden.

Seit mehr als fünfzig Jahren bestand in Rom eine evangelische deutsche Schule. Sie war zuletzt in den Räumen der deutschen Botschaft beim Quirinal auf dem Kapitol untergebracht und der Aufsicht des Botschafters unterstellt. Trotz ihres evangelischen Charakters besuchten auch Kinder katholischen und jüdischen Bekenntnisses, denen ein besonderer Religionsunterricht zu teil wurde, die Schule, — kurz, sie war für die Deutschen in Rom, und zwar auch für diejenigen österreichischer, schweizerischer, italienischer Staatsangehörigkeit, insoweit sie auf ihr Deutschtum noch irgend Gewicht legten und ihre Kinder nicht dem dunklen Einflusse der Kloster-Erziehungsschulen preisgeben mochten, die Schule. Im vorigen Jahre nun gründete ein Hauptlehrer der Kapitolschule eine Privatschule, in die sich, sei es wegen besonderen Vertrauens auf die pädagogische Begabung des Lehrers, sei es wegen der im Vergleich mit der Kapitolschule erheblich günstigeren örtlichen Lage, sei es schließlich aus minder simplen Motiven, die Mehrheit der bis dahin die Kapitolschule besuchenden Schüler und Schülerinnen sofort aufnehmen ließ. Im Juni dieses Jahres wurde die Kapitolschule, deren Kinderbestand auf fünfzehn gesunken war, durch Beschluß der evangelischen Gemeinde aufgelöst. Der Reichszuschuß, den sie genossen, wurde von der Privatschule erbeten und seitens der Reichsregierung — übrigens in erheblich größerem Betrage — gewährt unter folgenden Bedingungen: ein Schulverein solle die Schule übernehmen und sie durch seinen in der Mehrheit aus Reichsdeutschen gebildeten Vorstand leiten beziehungsweise beaufsichtigen lassen; die Schule solle „paritätischen" Charakter tragen; die Statuten sollen der Reichsregierung, der das Aufsichtsrecht über die Schule uneingeschränkt zustehe, zur Genehmigung vorgelegt werden. Der Schulverein bildete sich sofort und zwar überwiegend aus den Vätern der die Schule besuchenden Kinder; man gab sich flugs Statuten, in denen der „Parität" sehr viele Worte gewidmet sind, fand nach Abschluß der Statuten noch Anlaß zu einer gleichfalls der „Parität" gewidmeten Zusatzbestimmung, und die Reichsregierung verfehlte nicht, Statuten und Zusatzbestimmung anstandslos zu genehmigen.

Daß die Reichsregierung von vornherein eine „paritätische" Schule als Ersatz der evangelischen Schule und in Anbetracht des Umstandes, daß das Verhältnis der evangelischen zu den katholischen Deutschen in Rom selbst in den für die letzteren günstigsten Zeiten 4:1 beträgt, verlangt hat, ist der zarten Rücksicht gemäß, welche das preußische Kultusministerium dem Katholizismus und Ultramontanismus namentlich in Schulsachen zu erweisen sich so eifrig bemüht. Betrachtet man die „Parität" in der vom Reiche materiell und moralisch gestützten Schule in Rom genauer, so offenbart sie Eigentümlichkeiten, die — wenn man das nicht schon wüßte — lehren könnten, daß die Begriffe der gegenwärtigen Reichsregierung von Religion und Kultur denjenigen des Vatikans beziehungsweise des deutschen Reichstagszentrums sehr, aber sehr ähnlich sind. In dem aus sieben, sämtlich reichsdeutschen Mitgliedern bestehenden Schulvorstande müssen nämlich nach den Statuten mindestens drei Katholiken und drei Protestanten sein, es müssen ferner der Vorsitzende und der stellvertretende Vorsitzende verschiedenes Bekenntnis haben, es ist schließlich der evangelische deutsche Botschaftsprediger, der als Familienvater ein Recht auf die Wahl in den Vorstand gehabt hätte — nur die Väter von Schulkindern haben Stimme im Schulverein und Wählbarkeit in den Schulvorstand — von der Wählbarkeit ausgeschlossen, weil auch der katholische Geistliche nicht gewählt werden kann. Man bedenke, um diese Festsetzungen nach Gebühr zu würdigen: es handelt sich um den Ersatz einer evangelischen Schule und es sind mindestens viermal so viel protestantische als katholische Kinder vorhanden! Aber man könnte einwenden, daß das Übel nicht groß werden kann, weil ja die Protestanten, indem sie sich die siebente und bei Vollversammlungen — die freilich, wie jeder Vereinsmensch weiß, sehr selten sind — ausschlaggebende Stimme im Schulvorstande zueignen, sehr wohl die maßgebende Stellung erlangen können. Gewiß, wenn sie nur nicht so nachlässig und sorglos bescheiden und die Katholiken hingegen so eifrig, energisch, umsichtig wären! Tatsächlich haben nämlich die Katholiken die Fäden des Schulvereins von Anfang an in der Hand gehabt; die Statuten sind so gut wie ganz ihr Werk; sie haben die Keckheit besessen, den evangelischen Botschaftsprediger schriftlich aufzufordern, den den Schulverein vorbereitenden Versammlungen nicht beizuwohnen, während sie hingegen mehrere katholische Geistliche zur Teilnahme an den Versammlungen eingeladen haben; sie haben im Schulvereinsvorstande die ausschlaggebende Stellung. Und dennoch hätte die „Parität" der Konfessionen, der einen kein Vorteil und der anderen kein Schaden, Geltung behalten können! wird man sagen. Die Widerlegung solcher Annahme bietet die oben bereits genannte Zusatzbestimmung zu den Statuten des Schulvereins, die folgenden Wortlaut hat: „Da verschiedene auf die Parität bezügliche Bestimmungen (über Unterlassung des gemeinsamen Schulgebets, über den Religions- und Geschichtsunterricht, die Feiertage u. dgl.) nicht in die Statuten aufzunehmen waren, sondern der demnächst festzustellenden Schulordnung vorbehalten bleiben mußten, so geben die Unterzeichneten die bindende Erklärung ab, daß diese Schulordnung nach den Grundsätzen, welche im Deutschen Reiche für paritätische Schulen gelten, sowie im Einvernehmen mit den Religionslehrern beider Konfessionen aufgestellt werden wird." Die im Deutschen Reiche für paritätische Schulen geltende Ord-

nung genügt also nicht, das „Einvernehmen der Religionslehrer beider Konfessionen“ soll die der Schule in Rom — als der Stadt, wo der Papst zu Hause ist und wo „eigentlich“ der Protestant sich als eben noch geduldet zu betrachten verpflichtet ist — angemessene Ordnung noch im besonderen zeitigen. Da nun die katholischen Religionslehrer jedwede Konzession grundsätzlich ablehnen und ablehnen müssen, so kann das „Einvernehmen“ nichts anderes bedeuten, als ein Zurückweichen des Protestantismus und des Liberalismus. Und solches „Einvernehmen“ erfolgt nicht bloß in Betreff der Unterlassung des gemeinsamen Schulgebets und des gemeinsamen Religionsunterrichts, was schließlich zu billigen ist, nicht bloß in Betreff der Hinnahme all der vielen Gedenktage an Heilige und Papst als offizieller Schulfeiertage (den Geburtstag des gesetzmäßigen Landesherrn, des Königs von Italien, wünschen die katholischen Religionslehrer in Rom nicht als Feiertag angesehen), sondern auch in Betreff des Geschichtsunterrichts, um von „u. dgl.“ zu schweigen. Wie dieser Geschichtsunterricht gemäß „Einvernehmen“ geartet ist, braucht ja hier nicht des näheren ausgeführt zu werden; nur auf die Folgen, die er für das Bewußtsein der deutschen Kinder von der Vergangenheit und Verfassung des deutschen Volkes, von der Bedeutung seiner Helden der Tat und des Geistes, von Gewissenspflichten und Lebensaufgaben haben muß, sei es erlaubt hinzuweisen!

Dr. Pflaum (Rom).

Judas Ischariot.

Von jeher hat in der großen Jesustragödie die Person des „Verräters“ neben der des Hauptheldendas Interesse in hohem Maße erregt. So lange Jesus nur im Lichte des vierten Evangeliums als der über alles Menschliche erhabene Gottessohn betrachtet wurde, erschien Judas Ischariot als das gottgewollte Widerspiel, als die Verkörperung des Bösen schlechthin. In je höherem Glanze Jesus erstrahlte, in desto düstere Farben wurde Judas getaucht. Je mehr die menschliche Größe und Bedingtheit Jesu erkannt und betont wurde, um so mehr versuchte man Judas psychologisch zu begreifen, ihm menschlich näher zu kommen. Und die Dichtung hat nach Motiven aller Art gesucht, um seinen „Verrat“ aus seinem Lebensschicksal und aus edleren Trieben verständlich zu machen. Vor allen Dingen das moderne Drama bemüht sich, das schwierige Problem zu lösen. Es handelt sich dabei um zweierlei. Einmal muß die Frage beantwortet werden, wodurch Judas zum Verräter wurde, zum andern muß begreiflich werden, wie Jesus ihn zum Jünger wählen konnte. Eine dramatische Bearbeitung des Judasproblems ist also nur dann als gelungen zu bezeichnen, wenn sie uns zugleich Jesus psychologisch verständlicher macht. Dieser Forderung gegenüber ist es nebensächlich, in wie weit der Dichter sich an den gegebenen evangelischen Stoff hält, ob er sich mit ihm begnügt oder aus dem Berichteten selbst annehmbare Rückschlüsse zieht oder ob er ganz neue, dem Evangelium fremde und gegensätzliche Züge erdichtet. Wenn nur die Dichtung innerlich wahr ist und uns die beiden oben angedeuteten Fragen beantwortet. —

Vor kurzem ist nun (bei Georg Müller, München und Leipzig) ein Drama von J. Wiegand erschienen, welches sich „Judas Ischariot. Scenen aus der Nacht von Golgatha“ betitelt.*) Der Dichter gibt in ihm eine sehr beachtenswerte Probe seines dramatischen Talentes. Knapp, anschaulich, wuchtig ist die Sprache, charakteristisch die Zeichnung der handelnden Personen, die ganze kurze Handlung (in einem Aufzug) spannend und zum Teil, namentlich gegen den Schluß, von ergreifender Tragik. Auf der Bühne muß es von starker Wirkung sein. Sollte es sich bewahrheiten, daß man die Aufführung auch dieses Stückes in Preußen verbieten will, trotzdem Jesus in ihm gar nicht auftritt, so würde das von einer Kurzsichtigkeit zeugen, welche um der religiösen Tendenz der Dichtung willen zu beklagen, allerdings ja nicht gerade verwunderlich wäre. Hoffentlich läßt sich der Verfasser dadurch nicht entmutigen, seine „Scenen“ zu einem echten Drama zu erweitern.

Doch nun zu einer kurzen Inhaltsangabe. Ort der Handlung ist eine wilde Felsgegend, von der aus man Golgatha mit den drei leeren Kreuzen sieht. Es ist eine schaurige Gewitternacht. Vereinzelt tönt das unterirdische Rollen eines Erdbebens. Zwei Krieger, ein Germane und ein Grieche, halten Wache, während Judas in dumpfer Verzweiflung im Hintergrunde am Fuße des Kreuzes von wirren Gedanken hin- und hergeworfen wird. Als er sich den Kriegern nähert, wird er erkannt und verhöhnt. Es nahen sich vier Jünger, Johannes als mutiger Bekenner, Lebbäus als furchtsamer Alter, Thomas als verbitterter Zweifler und Nikodemus als der vorsichtige Ratsherr. Durch den Traum seiner Gattin beunruhigt, ist Pilatus ihr in die wilde Nacht gefolgt. Es trieb sie, die Stätte der Hinrichtung zu besuchen. Er, der stolze, blasierte römische Hofmann, der seinem Grimm, auf verlorenem Posten zu stehen, gehässigen Ausdruck verleiht, sie, in ihrer Seele ein seltsames Gemisch von mitleidiger Achtung dem Gekreuzigten gegenüber und abergläubischer Angst vor unheilvollem Geschick. Ein Haufe fanatischer Juden vollendet die eigenartige Gesellschaft. Sie verlangen den Tod der Jünger, deren anbetende Verehrung des Gerichteten sie bigott begeifern. Feige verleugnen die Jünger mit Ausnahme des Johannes ihren Meister. Vergeblich. Ihr Lohn ist Verachtung. Nur Judas macht auf Pilatus Eindruck. Von Johannes des Verrats bezichtigt, bezeichnet er sich als den einzigen wahren Anhänger Jesu, der allein ihn richtig verstanden habe. Er schleudert seinen ganzen Haß dem Prokurator ins Gesicht: „Ich sah ein, er (Jesus) wird dies Volk auch nicht erlösen. Nicht von den Priestern, Herr! und nicht von — Euch.“ Als aber Pilatus Zweifel äußert, ob Judas Jesus verstanden habe und ihm erzählt, was Jesus ihm von seiner höheren Mission, das Leben mit dem Tod zu versöhnen, gesagt, daß er sich ihm als ein König „aus einer anderen Welt“ kundgetan habe, da bricht ein Kampf in ihm los, eine Verzweiflung, die sich endlich zu wildem Menschenhaß durchringt. Dieser plötzliche Umschlag der Stimmung ist freilich psychologisch zu schwach motiviert. Pilatus läßt die Juden alle forttreiben. Judas und die Jünger bleiben. — Im Vordergrunde erscheinen Jesu Mutter Maria, eine greise, altersgebückte Frau, und Maria Magdalena. Klagend berichtet die Mutter den entsetzten Jüngern, daß das Grab leer sei; Magdalena verkündet in visionärer Ekstase Jesu Auferstehung. Der Prokurator will sich mit seiner Gemahlin selber nach dem Grunde des Auferstehungsmärchens umsehen, nachdem ihm die Krieger bestätigt, daß am Grabe eine Wache gewesen. Judas entweicht. Vergebens versucht Magdalena die jammernde Maria zu trösten, die ihren Sohn als einen verlorenen beweint, der Menschen bessern wollte und seine Familie dadurch unglücklich gemacht hat. Seinem Mörder Judas fluchend, fleht sie die Gefährtin an, zum Grabe zu gehen. Die eilt hinweg mit dem Rufe: „Ich glaube — Er ist auferstanden.“ Zu der bitterlich weinenden Mutter tritt Jochebe, eine greise, vornehme Frau, die Mutter des Judas, den sie unehelich geboren und aus Scham und um den reichen Gatten heiraten zu können, einem trostlosen Schicksal überließ. Die Scene zwischen den beiden Frauen ist tief ergreifend. Um der Mutter willen, die sie verachten lernt, vermag Maria dem Mörder ihres Sohnes zu verzeihen. Diese Verzeihung wirkt furchtbar auf den zurückkehrenden Judas. Noch furchtbarer die Entdeckung, daß Jochebe seine Mutter ist. Er erfleht sich den Tod, um aus „all dem Trug und Lug und Wahnsinn, der sich hier unten breit macht“, herauszukommen. Vergebens wimmert Jochebe

*) Ihm voraus geht ein Seedrama „Die letzte Fahrt“ von demselben Verfasser. Beide tragen den gemeinsamen Titel „Golgatha“. Die Dichtung, von deren Besprechung ich hier absehe, ist gleichfalls in seiner erschütternden Tragik von tiefgehender Wirkung und zeugt von großer dichterischer Kraft.

um seine Vergebung. Da kehrt Magdalena zurück. In stiller, glückseliger Verzückung. Sie ist die einzige, die Judas „erlösen“ kann. Er hat sie einst geliebt, er, der Verachtete, die Dirne. Sie soll ihm die Seele frei machen, sagen, daß er Jesus nicht um des „schuftigen Geldes willen“ verraten hat. Sie aber hat kein Auge mehr für ihn und die Welt. Zu dem Erstandenen schaut sie in schwärmerischer Verzückung empor. Da ist's vorbei mit Judas. Alles hat ihm Jesus genommen, auch die Liebe der Magdalena. Er löst seinen Gurt und stürzt ab, um sich zu erhängen. Die unglückliche Jochebe bricht zusammen. Magdalena, „visionär im vollen weißen Mondlicht“, breitet der nur ihr wahrnehmbaren Jesusvision die Arme entgegen und hört die milden Worte: „Nein, Magdalena, Judas war nicht schlecht . . . Er irrte nur. Er wird der Herrlichkeit, die mir verliehen, nicht verlustig werden . . . Magdalena, so wenig, wie du.“

Ich muß gestehen, diese Magdalena will mir nicht gefallen. Hysterische Sinnlichkeit, welche die schwärmerische Vision auslöst. Aber auch manches andere erweckt mir Bedenken. Warum muß „Maria“ als Greisin erscheinen, warum Jesu Vater noch leben? Ist es nicht recht kühn, Pilatus an das Kreuz und an das Grab zu führen? Wo ist Petrus? Warum ist Johannes der mutige Bekenner? Es hängt das zusammen mit der Jesusauffassung des Dichters, welche im Grunde die des vierten Evangelisten ist. Dadurch steht Jesus so überirdisch, eine Erscheinung aus einer anderen Welt, hinter der Handlung. Er hat gar kein menschliches Verhältnis zu Judas. Das Jesusproblem löst Wiegand nicht. Aber er löst auch das Judasproblem nicht. Eben weil er Jesus uns nicht näher bringt. Und weil Jesus der lichtumflossene Gottessohn ist, muß Judas ein armer, unglückseliger, von Haß und Menschenverachtung zermarterter Mensch sein. Ein unehelich geborenes, von Jugend auf verhöhntes Kind, hat er nichts anderes als Hassen gelernt. Schon sein Äußeres ist abstoßend. Einen pechschwarzen Bart und tiefliegende Augen eignet der Dichter ihm. Auch Jesus haßte er, wie man „einen grell-weißen Fleck auf einer schwarzen Wand“ haßt. „Er war der erste Mensch, den ich sah“, spricht er zu Pilatus. „Er machte in meinem schwarzen Haß gegen dies Volk einen Riß. Herr, und das tut weh.“ Er hing ihm an, weil er ihm „Medizin“ sein sollte, daran er zu genesen hoffte. Aber er hörte ihn immer nur reden, sah ihn nicht handeln. Er sah sein Volk an dem „Geschwür der Priester und Fremden totkrank“. Aber es fiel ihm nicht ein, sie auszutreiben. Er konnte nicht. Aber Judas verstand ihn. Verstand sein Wort: „Was du tu'st, das tue bald.“ Und ging hin zu den Priestern. Die sollten ihn überfallen, während die „Zelotenpartei“ im Hintergrunde wartete, ihn zu befreien und als König vor dem Volke auszurufen. So wollte er ihn zum Handeln zwingen. Der Anschlag mißlang. Jesus handelte nicht. Er starb den Kreuzestod. Aber den „Verräter“ tröstet der Gedanke, daß er ihn doch richtig verstanden hat, als der Einzige. Als aber die Jünger, Pilatus, Claudia und endlich Magdalena ihm diesen Glauben erschüttern, da gerät er in Verzweiflung. Noch einmal flammt er auf in Ekstase. Ja, Jesus hat die Menschen verachtet, wie er sie verachtet, auch Jesus wußte, daß „man doch ewig allein ist“. Doch auch dieser Gedanke hält nicht stand. Eine innere Stimme raunt ihm zu: „Es ist mit uns nicht zu Ende hier — hier auf dieser verfluchten Erde.“ Er ringt um „die Gewißheit, daß ich irrte, als ich dich hier zum Handeln zwingen wollte“. Die Gewißheit wird ihm nicht. Das Ende ist der selbstgewählte Tod der Verzweiflung.

Es ist eine furchtbare Tragödie, welche sich vor uns abspielt. Der Dichter hat in seinem Judas eine Gestalt geschaffen, vor der wir in tiefer Ergriffenheit stehen. Aber der Judas der Evangelien ist es nicht. Wir erhalten nicht die Antwort, die wir suchen. Daß Judas nicht aus Schlechtigkeit, sondern aus falsch gerichtetem Idealismus zum Verräter wurde, daß er ein Mensch war, den Jesus lieben konnte, den auch wir lieben und verstehen können — wo bleibt der Dichter, der das uns zeigt? Freilich muß dann Jesus selbst zum Mittelpunkte der dramatischen Handlung werden. Nur so kann das Judasproblem gelöst werden. Das mußte gesagt werden, gerade weil wir dem Dichter für sein Drama die Anerkennung nicht versagen können und ihm und uns eine baldige Aufführung wünschen.

Vegesack. Baars.

Nozomi no hoshi.

Sterne der Hoffnung!

II.

Der Kopf wurde ihm schwer; er lag, als ob er schliefe, den Kopf auf den Sitz der Kuruma gebettet. Vor seinen Augen schwirrten visionäre Gebilde vorüber, die immer düsterer wurden und sich zuletzt wie ein Nebel zusammenballten und auf seine Augenlider preßten. Er wollte sie verscheuchen, aber seine Hand war schwer und unbeweglich. Er kämpfte mühselig dagegen an, da glaubte er, Chies Stimme wieder zu hören, die sagte: „Shido San, du solltest dich doch nicht so mit dem Vater zanken!“

Plötzlich wurde er wach. Ihm war, als ob Chies bekümmertes Gesicht verschwommen von draußen durch die Dunkelheit unter das Wagendach blickte. Er fuhr zusammen und stand auf; das Licht auf der gegenüberliegenden Seite der Brücke warf einen blassen Schein auf sein Gesicht; es regnete nur noch ganz fein.

„Wagenzieher, fahr, bitte bis zur Meganebrücke“, redete ihn eine sanfte Stimme an. Er antwortete „ja“, und als er hinblickte, sah er eine junge Studentin in rotbraunen Hakama. Sie hatte Schuhe an den Füßen und konnte nur noch mit Mühe gehen. Von ihrem Regenschirm, den sie auf der Schulter trug und in Gedanken um seine Achse wirbeln ließ, wurde ein dünner Sprühregen abgeschleudert, der mit schwachem, weißlichem Schimmer leuchtete.

Als Shido den diesseits der Ochanomizubrücke liegenden Abhang hinauffuhr, waren seine Arme schon matt, sein Atem keuchte, der Wagen schwankte bedenklich, das Licht in seiner Laterne flackerte und schien oft dem Erlöschen nahe. Der Regen trieb ihm quer entgegen, dazu hatte ein Wind sich aufgemacht. Es war so ähnlich wie das Sprichwort sagt: „Ein weinendes Gesicht stechen die Bienen.“ Er stemmte sich mit seinen Füßen gegen den Erdboden, über seine Knie strömte der Schweiß wie heißes Wasser, er kam aber bald keinen Zoll mehr vorwärts. Aus der Kuruma ertönten ungeduldige, unwillige Worte. Er hatte nicht Zeit, darauf zu hören; er packte nur die Wagengabel so krampfhaft, als ob er sie zerbrechen wollte. Seine Brust hob sich heftig auf und nieder, er fühlte, wie sein ganzer Leib anfing zu zittern; er atmete hörbar und schwer und konnte weder vor- noch rückwärts.

„Kurumaya*) San, ich will aussteigen; die Sache ist mir zu gefährlich, es geht nicht!“

Er empfand die Worte als einen Hohn. „Drauf! soll ich für so schwach gelten wie eine Studentin? Ich bin ein Mann, ich bin ein Mann“ — so suchte er sich selbst bei der Ehre zu fassen. Wieder spannte er jetzt all seine Kraft an. „Hai, hai“, keuchte er statt aller Antwort, und es gelang ihm endlich, weiter hinauf zu kommen.

Da kam ihm von oben eine Kuruma mit herniedergelassenem Regendach entgegen. Der Wagenzieher lief mit voller Kraft und Windeseile und rief ihm warnend zu: „Hoi, hoi“. Shido antwortete und wollte zur Linken ausbiegen, aber die Räder gingen nicht so herum, wie er wollte, ein gefährlicher Zusammenstoß schien unvermeidlich. „Rindvieh!“ schalt der andere, drehte mit großer Gewandtheit seinen Wagen zur Seite und sauste dann wie ein Pfeil weiter.

Shidos Fahrgast wurde schließlich ärgerlich und rief ihm, als er dem andern noch nachblickte zu: „Kurumaya San,

*) Kurumaya = Wagenzieher.

fahr doch schnell, ich hab's eilig!" Er antwortete nicht und wollte weiter ziehen; aber gerade hier wurde der Anstieg wieder steiler, und an leichtes Vorwärtskommen war nicht zu denken. Er spannte seine Schenkelmuskeln an, biß die Zähne zusammen und wandte alle Kraft auf, aber es war, als ob jemand von hinten den Wagen bei der Sprungfeder erfaßte und zurückzöge. Er drückte, er zog nach vorn; aber er kam nicht hinauf. Die Handgelenke schmerzten ihn, die Sandalenwunden stachen und brannten, als ob jemand mit Nadeln hineinbohrte, sein Herz klopfte schneller und schneller, er hätte laut weinen mögen. —

Von der Ochanomizubrücke an ging es bergab, die Räder glitten nur so dahin, er rannte, als ob jemand von hinten schöbe, und kam in kürzester Zeit bei der Meganebrücke an, wo elektrisches Licht den finsteren Himmel erhellte. Die Studentin strich sich mit der Hand über eine Schläfe, murmelte etwas ärgerlich vor sich hin und stieg aus; dann gab sie ihm unwillig eine Silbermünze und verabschiedete ihn mit leichtem Nicken. Er tat das Geld in die Tasche seiner Brustschürze und kehrte um. Da sah er, wie an der einen Seite der Straße vor einem Verkaufskarren fünf bis sechs Wagenzieher sich versammelt hatten, die stehend auf Stäbchen gespießte Speisen verzehrten und sich ihren Sake wärmten.

„Kommen Sie heran!" rief ihm mit eigentümlicher Stimme ein pockennarbiger alter Mann zu, indem er durch die als Vorhang dienenden Lappen hindurch zu ihm hinüber blickte.

Von dem eben geleisteten einzigen Stück Arbeit war sein Körper schon wie Watte schlaff und erschöpft, und er verspürte einen ziemlichen Hunger. In den Adern seiner Füße pulsierte das Blut noch immer ungestüm. Er überlegte, ob er sich dort ausruhen sollte; aber dann dachte er, daß es nicht leicht sei, im Werte von zehn Sen Arbeit zu leisten, und wollte lieber sein Geld nicht so ohne triftige Ursache verschwenden. Und wenn er sah, wie jene Wagenzieher wie hungrige Teufel sich dort drängten und gierig aßen, so empfand er noch mehr Widerwillen dagegen und mahnte sich selber, daß er doch ja nicht auch innerlich einer von jenen werden möge. So kam er, ganz in Gedanken, bis vor die Erziehungsbibliothek, wo er unter dem Schatten der Bäume sich bis zu einem Orte zurückzog, über den das Dunkel der Nacht still ausgebreitet lag. Unter einem Baumdach fand er Schutz gegen den Regen. Er ließ die Wagengabel herunter wischte sich den Schweiß ab und band die Sandalenschnüre aufs neue. —

Dann, nachdem er eine weitere Fahrt, reicher noch an Anstrengungen unter Lebensgefahr für sich und seinen Fahrgast endlich überstanden:

Etwa eine Stunde lang blieb Shido wie ein Toter liegen, er vermochte auch nicht ein Glied zu rühren. Als endlich sein Herzklopfen sich legte, zog er mit schlaffem, kraftlosem Arm langsam den Wagen hinter sich her und kam in schlimmer Verfassung zu seiner Mietswohnung in Tenjincho zurück. Es war schon ein Uhr vorbei.

„Wie steht's, hast du Fahrgäste gehabt?" fragte lächelnd Hida, der eben aufgestanden zu sein schien und sich gerade den Bart mit einem Handtuch wischte.

„Wahrhaftig, ich bin schachmatt." Mehr antwortete Shido nicht, trat mit seinen kotbespritzten Füßen taumelnd ins Zimmer, fiel nieder und blieb auf dem Rücken liegen. Tsuruzaki und Osako schliefen schon fest, sie atmeten einen ekelhaften Schnapsgeruch aus, der das Zimmer erfüllte und Shidos Befinden noch unerträglicher machte. Verzweiflungsvolle Gedanken über seine Qual, Lebensüberdruß und ein Gefühl unsagbarer Verlassenheit — das alles stürmte in seiner Brust durcheinander.

Briefkasten der Redaktion.

A. M in B. Der Bericht über den XXII. Protestantentag folgt in nächster Nummer.

Vom Büchertisch.

Protestantisches Taschenbuch. Ein Hülfsbuch in konfessionellen Streitfragen. Im Auftrage des Vorstandes des Evangelischen Bundes herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Lic. Oskar Kohlschmidt, Pfarrer in Magdeburg. Leipzig, 1903 und 1904. Karl Braun. 17 Lieferungen zu 75 Pfg.

Dies treffliche Werk ist Mitte September 1904 fast vollendet worden. Es dürfte in einer nicht fernen Zukunft neue Auflagen erleben. Der Unterzeichnete will daher im Nachfolgenden einige Ergänzungen und Berichtigungen zu verschiedenen Artikeln liefern. S. 70 fehlt im Literaturverzeichnis L. K. Goetz's kleine 1896 erschienene, sehr beachtenswerte Schrift über den Altkatholizismus. Der Verfasser ist Professor in Bonn und selbst Altkatholik. Neue Daten über den starken numerischen Rückgang der englischen Katholiken stehen in der „Wartburg", 1904, S. 276. Die im Prot. Tasch. S. 704 gegebene Charakteristik der Zeit Ludwig Philipps dürfte zu günstig sein. Den elsässischen Protestanten wurde damals eine Kirche weggenommen, wie der Kalender des Deutschen Protestantenvereins vor Jahren berichtete. Ein Artikel „Kirchengeschichte" fehlt. Den nichttheologischen Benutzern des Prot. Tasch. wäre eine kurze Aufzählung und Charakteristik der wichtigsten evangelischen und katholischen Lehrbücher ohne Zweifel erwünscht. Im Art. „F. X. Kraus" steht eine interessante Kritik seines Lehrbuches. S. 903 ist Buchmann statt Buhlmann zu lesen. S. 1291 wird die ehemalige Akademie Münster als eine katholische Lehranstalt bezeichnet. Das ist stark übertrieben. Die Mehrzahl der Professoren, vollends der Studenten, dürfte katholisch gewesen sein; aber unter den Professoren der Geschichte, Philosophie, Nationalökonomie 2c. gab es namhafte Protestanten, z. B. Th. Lindner und G. v. Below. Im Art. „Lehnin" könnte noch erwähnt werden, daß nach einer kurländischen Tradition der bekannte Jesuit Wolff die „Weissagung" verfaßt haben soll. Er stammte aus Kurland, war ein Baron Lüdinghausen-Wolff, ein Konvertit und ein Günstling Kaiser Leopolds I. S. 1550 wird behauptet, das Schlagwort No popery! stamme aus dem Jahre 1778. In Wirklichkeit dürfte es 1637 beim Edinburger Aufruhr gegen Laud zuerst gebraucht worden sein. S. 1448 ist Zaborowski (Saborowski?) statt Zaorowski zu lesen. S. 1810 ist „Legitimismus" gesagt, aber etwas anderes, nämlich „Legalität", gemeint. S. 2072 ist J. Conrad zu lesen. Zum Art. „Tote Hand" ist folgendes zu bemerken. Statt „Wörterbuch" der Staatswissenschaften ist „Handbuch" 2c. zu lesen. Amort der Jüngere ist ein Pseudonym für Prof. J. Sepp. Statistisches über den Besitz der Toten Hand findet man in Kolbs Statistik, 8. Aufl. 1879, in meiner Geschichte der Nationalökonomie, 5. Aufl. 1902, passim in der „Wartburg" und „Deutsch. Evangelischen Korrespondenz" („D. E. K."). Zum Art. „Toleranz" ist auch S. 1719 des Prot. Tasch. zu vergleichen, wo eine Warnung vor schwächlicher Pseudotoleranz steht. Derselbe Gedanke wird in Goethes Rezension der J. H. Voßschen Gedichte (Werke, Ausgabe von Goedeke, Bd. 13, S. 347) näher ausgeführt. Man sagt gewöhnlich, der Staat solle jede nicht geradezu unsittliche, oder ungesetzliche religiöse Richtung dulden. Im Juliheft der Deutsch evang. Blätter von 1903 habe ich den Versuch gemacht, vom staatswissenschaftlichen, politischen Standpunkte aus die Toleranzrechte des Individuums und der Kirchen näher zu präzisieren. Zum Art. „Waldeck" ist meines Erachtens folgendes zu bemerken. Die Notiz über den Prozeß ist nicht ganz genau. Waldeck war kein Preußenfeind. Er war sogar für den Einheitsstaat. Die 1875 aufgehobenen Artikel 15, 16, 18 der preuß. Verfassung waren zum Teil ein Werk Waldecks. Bei längerem Leben wäre er vermutlich Altkatholik geworden. S. 2418 und 2473 sind dahin zu berichtigen, daß der Promillesatz der Katholiken 1895 bis 1900 in Württemberg etwas stieg, nicht sank. Die s. g. „Grünen Hefte" erschienen 1886—91 bei E. Strien in Halle unter dem Titel „Mitteilungen über die konfessionellen Verhältnisse in Württemberg". Die S. 2446 erwähnte Schlaraffia politica ist von Prof. A. v. Kirchenheim in Heidelberg.

Die neueste konfessionsstatistische Literatur erschien zum Teil zu spät, um im Prot. Tasch. noch berücksichtigt zu werden. Dahin gehören meine Artikel in der „Wartburg", 1904, Nr. 22, S. 227, Nr. 28 und 29. Der erstgenannte Artikel ist ein Abdruck aus der erwähnten D. E. K. Vom Jesuiten H. Krose erschien kürzlich, 1904, eine „Konfessionsstatistik Deutschlands". Dies Werk ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Er hat denselben Gegenstand bereits in den „Stimmen aus Maria Laach" behandelt.

Das Protestantische Taschenbuch" enthält, trotz untergeordneten Mängeln, zahllose treffliche, höchst dankenswerte Ausführungen. Es ist für Theologen, Juristen, Historiker, Nationalökonomen, Statistiker, Politiker, für Redakteure, Mitarbeiter und Leser von Zeitungen, kurz, für gebildete Leser verschiedener Berufsklassen, sehr interessant und brauchbar. Eine katholische Gegenschrift von Dr. Joseph Burg in Essen erscheint daselbst unter dem Titel „Kontroverslexikon" in zirka 15 Lieferungen zu 60 Pfg.

Leipzig. Dr. Karl Walcker.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18. Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann. Bremen

Protestantenblatt

Beilage Nr. 43.

Bremen Berlin.

22. Oktober 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Unitarismus in England. III. — Wesen und Ziele der Unitarier in Amerika. — Aus Baden. 1. Die Situation vor der Generalsynode. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Der Unitarismus in England.

III.

Ich erwähnte oben die doktrinalen Wandlungen, welche die Geschichte der älteren Kirchen kennzeichneten bis zu ihrem Eintritt in das klare Licht des modernen Unitarismus. Aber die Geschichte ihres inneren Lebens ist damit nicht zu Ende. Die Entwickelung ihres Glaubens und geistigen Lebens innerhalb der unitarischen Gemeinschaft ist nicht weniger bedeutsam. Zwei große Namen kennzeichnen die Geschichte des Unitarismus im 18. und 19. Jahrhundert: Joseph Priestley und James Martineau, dazu der Amerikaner William Ellery Channing. Priestley starb 1804, ein Jahr nachdem Channing seine Predigt in Boston begonnen hatte. Und 1805 wurde Martineau in Norwich geboren. Mag die eigenartige Lehrweise von Priestley der Vergangenheit angehören, wir ehren noch immer den Theologen und Mann der Wissenschaft, seinen edlen Charakter und Eifer für die Wahrheit, seinen Ernst und seine praktische Frömmigkeit, seine opferfreudige Hingabe ans Volk. Er war ein begeisternder Führer des modernen Unitarismus. In seinen Tagen war die Volksreligion Englands, sowohl in der Staatskirche als bei den Nonconformisten streng evangelischer Art, und zwar meist kalvinistisch. Man berief sich allgemein auf die Bibel, als das göttliche und unfehlbare Orakel für die religiöse Wahrheit. Auf dieselbe Autorität aber beriefen sich auch die Unitarier bei ihrem Protest und der Behauptung, daß weder die Trinitäts- noch die Erlösungslehre, die mit dem überlieferten „Heilsplan" gesetzt sind, mit biblischen Gedanken zu belegen wären; daß im Evangelium Jesu nichts Mysteriöses oder Vernunftwidriges ist; daß er eine klare Lebensregel gegeben hat, deren göttliche Wahrheit durch das Zeugnis seiner Wundertaten besiegelt worden; daß dagegen das höchste Wunder, seine Auferstehung, allen Gläubigen die Gewähr für ein himmlisches Leben lieferte.

Priestleys klare Darlegungen von der Wahrheit des Unitarismus, sowie die richtige Interpretation des Lebens und der Lehre Christi und seine Auffassung von Natur und Ursprung des kirchlich-dogmatischen Glaubensbekenntnisses waren von großer Bedeutung durch die Feststellung von Richtlinien für diesbezügliche Gedankengänge. Aber viele seiner Meinungen und Urteile und seine ganze Religionsphilosophie sind seit langer Zeit überholt. In Priestleys System ist kein Platz für das, was wir unter innerem Ergreifen einer geistigen Wahrheit und unter unmittelbarem persönlichen Verkehr mit Gott verstehen. Der natürliche Mensch ist von dem unmittelbaren Verständnis göttlicher Dinge ausgeschlossen, das ihm nur durch eine wunderbare Offenbarung erschlossen werden kann und das seit dem Zeitalter besonderer Offenbarung in der Bibel überliefert ist. Priestleys System war im ganzen äußerlich und schon in seinen ersten Prinzipien den Angriffen der Skepsis ausgesetzt. Das konnte die religiösen Bedürfnisse der Menschen auf die Dauer nicht befriedigen.

Freilich gab es seinerzeit treue Unitarier wie Robert Aspland und Laut Carpenter, vom evangelischen Geiste wohl berührt; und oft fanden sich unter Geistlichen wie in der Gemeinde moralische Kraft und Eifer, die wohl begründet waren in deren Philosophie. Aber die Tendenz des Systems ging auf kalten Intellektualismus und Nüchternheit des geistigen Lebens. Nach ihrer Theorie waren die Gaben des heiligen Geistes beschränkt auf die erste Zeit der Kirche.

Im 19. Jahrhundert vollzog sich aber bald ein Wechsel. Der Geist Channings kam über den atlantischen Ozean und entband in Martineau und John Hamilton Thom neue Geisteskräfte. Und diese wurden dann mit ihrem älteren Freund John James Tayler Führer und Erwecker eines neuen Lebens unter den englischen Unitariern. Mit dem Einfluß Channings verband sich dann später der der deutschen Philosophie. Sowohl Tayler als Martineau verbrachten ein Jahr in der Blütezeit ihres ersten Mannesalters zu Spezialstudien in Deutschland: Tayler 1834—35 in Göttingen und Bonn, Martineau den Winter 1848—49 in Berlin. Sie waren nicht nur unitarische Geistliche, sondern auch Professoren und nacheinander Prinzipals des neuen College in Manchester, dem Hauptseminar für unitarianische Geistliche, das seitdem nach London und neuerdings nach Oxford verlegt wurde. So hatten sie großen Einfluß auf die jüngere Generation der Geistlichen und wurden durch ihre Schriften die Lehrer eines noch viel größeren Kreises im ganzen Lande.

Die Vorlesungen von Martineau und Thom in dem berühmten „Liverpool Controversy" von 1839, besonders Martineaus Vorlesung über „Christianity without Priest, and without Ritual" und Thoms „The Comforter even the Spirit of Truth" bedeuten ein edles Zeichen der neuerwachten Kräfte, das Channing mit Freuden begrüßte. Den Charakter der Lehre beschrieb Dr. Martineau lange nachher in einer dem Andenken Mr. Taylers gewidmeten Schrift folgendermaßen: „His religion was present and intuitive, a consciousness abiding and intense; an inward walk with Heaven; an ideal light upon the earth; a revelation of the spirit". „He owned the living God, in a living humanity." Was wir von unsern Lehrern empfangen haben zur Bereicherung unseres geistigen Lebens, dessen wir uns jetzt erfreuen, erhellt am besten aus deren eigenen Büchern: Tayler, „Christian asperts of Faith and Duty"; Thom, Laws of Life after the Mind of Christ"; Martineau, „Endeavours after the Christian Life" und „Hours of Thought on Sacred Things", und „The Seat of Authority in Religion". Zu Channings Einfluß von Amerika her kam der von Emerson und Theodor Parker, während wir in England den theistischen Schriften von Newman und Frances Power Cobbe viel verdankten.

Unter den Schülern von Tayler und Martineau, die ihrerseits unsere Lehrer wurden, sind der verstorbene Dr. Charles Beard, dessen Hibbert-Vorlesungen über die Reformation von höchstem Wert sind, und dessen großes Werk über Martin Luther leider durch seinen Tod unvollendet geblieben ist; Dr. James Drummond, der zur Zeit

Prinzipal des Manchester College in Oxford ist, und Professor Upton, beide Hibbert lecturers, jener auch Verfasser von Werken über „Philo" und „das vierte Evangelium"; R. A. Armstrong, Verfasser von „Got and the Soul, an essay towards Fundamental Religion"; P. H. Wicksteed und J. Estlin Carpenter, die gemeinsame „Studies in Theology" publizierten, während Herr Carpenter Werke über den Hexateuch und die Evangelien verfaßte. In diesen Kreis freien geistigen Glaubens gehört endlich auch der Prediger Stopford Brooke. Davis-London.

Wesen und Ziele der Unitarier in Amerika.

In ein paar Zeilen sagen, was die Unitarier wissen und wollen, hält etwas schwer. Ganz allgemein spricht es der folgende, im Jahre 1894 von der Nationalkonferenz adoptierte Satz aus:

„Wir akzeptieren die Religion Jesu, und im Einklang mit ihr halten wir dafür, die praktische Religion bestehe in der Liebe zu Gott und den Menschen."

Unitarische Anschauungen gibt es seitdem Menschen erkannten, daß wir in einem Universum leben und daß Gott ein einiger Gott ist. Die großen Propheten des alten Testaments waren schon Unitarier, indem sie gegen Götzendienst, Zeremonienwesen und jede Art Ungerechtigkeit protestierten und die Einheit, Heiligkeit und Güte Gottes lehrten. Die Lehre Jesu ist ganz wesentlich und im höchsten Sinn unitarisch. Aber eine Kirche der Unitarier gibt es erst seit der Reformation.

In England begann die Bildung unitarischer Gemeinschaften. Sie wurden, weil sie die Trinität leugneten, bis zum Jahre 1813 mit Gefängnis und Tod bestraft. Im wesentlichen waren John Milton, Sir Isaak Newton und John Locke Unitarier; Joseph Priestley, der Entdecker des Oxigen, war ein Prediger ihrer Kirche. Im Jahre 1825 bildete sich die „British and Foreign Unitarian Association" in London, deren Hauptquartier jetzt die Essex-Hall ist. Unter ihren Mitgliedern sind Männer und Frauen gewesen, die in Wissenschaft und Literatur und Werken der Menschenliebe sich einen unsterblichen Namen erworben.

Mit den um ihres Glaubens willen Verfolgten kam der Unitarismus aus England, Deutschland und den Niederlanden nach Amerika in die Neuengland-Staaten, wo er sein Zentrum nun in Boston hat. Im Jahr 1825 erfolgte die Organisation der „American Unitarian Association" in Boston. Die Gesellschaft hat in ganz Amerika bloß etwa 450 Kirchen und Kirchlein, denn es liegt ihr wenig daran, Propaganda unter den Massen zu machen, aber um so reicher ist sie an wissenschaftlichen, literarischen, philosophischen und philanthropischen Notabilitäten. Der verstorbene Dekan Stanley von Westminster schrieb vor 20 Jahren: „Die unitarische Kirche, welche im Anfang des 19. Jahrhunderts fast alle cultured scholarship of America in sich schloß, nahm ohne Frage in der gebildeten Christenheit des westlichen Kontinents den ersten Platz ein".

Der ungarische Patriot Louis Kossuth schrieb einem Unitarier: „Ich freue mich der englischen und amerikanischen Unitarier. Verbreiten Sie Ihre Ideen so weit wie möglich in Ungarn, denn es ist der einzige Glaube, der eine Zukunft hat, der einzige, der auf intelligente Menschen einen Einfluß haben und auch Indifferente interessieren kann".

Vor hundert Jahren standen die meisten Unitarier noch ungefähr auf dem halb orthodoxen Standpunkt des deutschen Rationalismus: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Seither entstand in ihrem Schoß eine gewaltige Bewegung für eine entschieden wissenschaftliche Theologie, und in dieser Bewegung darf als größter Führer Theodore Parker (1810—1860) genannt werden. Ihm voraus ging W. E. Channing (1780—1842), der unter den heutigen Unitariern wie ein Heiliger verehrt wird. Der neueste ausgezeichnete Biograph beider ist Rev. Chodwick in Boston.

Es fehlt in Amerika nicht an Stimmen, welche verkünden, die unitarische Kirche habe als Kirche ihre Aufgabe getan, weil das liberale Christentum seit Jahrzehnten in steigendem Maß auch in andere Kirchen, besonders die Baptisten und Quäker eindringt. Aber das Richtige wird sein, daß die Unitarier fortfahren zu sein, was sie sind: Ein leuchtendes Zeichen dafür, daß auch bei der freiesten Weltanschauung und Erkenntnis Religion, christliche Religion, möglich, ja in derselben erst recht zum Segen der Menschen ist. Ich habe während meines Aufenthalts in Newyork und Boston die Überzeugung gewonnen, daß das, was man über dem Altar jeder unitarischen Kirche liest, ein gutes Bekenntnis ist, das eine große Zukunft jenseits und diesseits des Ozeans hat:

Gott unser Vater —
Alle Menschen seine Kinder —
Und untereinander Brüder —
Jesus unser Führer —
Erlösung durch den Charakter —
Unbegrenzter Fortschritt der Menschheit —
Vorwärts und aufwärts!

Basel. Altherr, Pfarrer.

Aus Baden.*)

1. Die Situation vor der Generalsynode.

Morgen beginnt unsere badische Generalsynode. Es ist ihr mit großer, allseitiger Spannung entgegen gesehen worden. Kommen doch einige Vorlagen der Behörde und Anträge aus der Mitte der Landeskirche zur Beratung, die für die Entwicklung des kirchlichen Lebens von der größten Bedeutung sind.

Dahin gehört namentlich die Frage der Reform des Religionsunterrichts. Die Diözesansynoden haben fast alle den von den Liberalen verfaßten Entwurf eines Einheitsbuches abgelehnt. Dagegen war der Wunsch, den Religionsunterricht vereinfacht und vertieft zu sehen, schon ein allgemeinerer. Daher haben auch orthodoxe Stimmen sich bereit erklärt, den Beginn des Katechismusunterrichts vom vierten in das sechste Schuljahr zu verlegen, während allerdings einige andere glaubten darin den Anfang vom Ende eines erfolgreichen Religionsunterrichts sehen zu müssen. Die Lehrbücherkommission der Liberalen hatte den Katechismus überhaupt aus dem Religionsunterricht der Volksschule entfernen und ihn dem Konfirmandenunterricht anvertrauen wollen. Dieses äußerste und radikalste Mittel, der bei uns vorhandenen Katechismusnot abzuhelfen (unser Katechismus hat 120 zum Teil sehr langatmig und schwierig formulierte Antwortsätze!) hat aber nicht den Beifall aller Liberalen gefunden. Andererseits hat der Oberkirchenrat eingesehen, daß es so wie bisher nicht bleiben kann, eben weil der Katechismusstoff zu umfangreich und für die verschiedenen Jahrgänge der Volksschule zum Teil viel zu schwierig, ja unmöglich ist. Wohl auch in Rücksicht darauf, daß im Kreis der Lehrer die Abneigung gegen diesen Teil des Religionsunterrichts stark um sich gegriffen hat. (Eine diesen Gegenstand betreffende Eingabe evangelischer Lehrer hat über 1000 Unterschriften gefunden bei einer Lehrerzahl von 1400.) So hat denn der Oberkirchenrat seinerseits eine Vorlage gemacht, durch welche der Katechismusmemorierstoff um ein wesentliches verkürzt wird, sowohl an Antwortsätzen als an Bibelsprüchen. Es wird sich nun zeigen, ob dieser Vorschlag die Billigung der Synode findet. Ungeteilte auf jeden Fall nicht. Denn auch so wird der eigentlichen Kalamität im Religionsunterricht nicht abgeholfen. Das wird erst dann einmal der Fall sein, wenn eine radikale Neuordnung getroffen wird. Aber zu dieser sind die allgemein gebilligten Ideen und Vorschläge noch nicht gefunden. Vor allem hat noch niemand angegeben, wie dem Bibellesen im Religionsunterricht mehr Zeit und Aufmerksamkeit zugewendet werden könne. Die Schulbibel ist seinerzeit von den meisten Synoden leider abgelehnt worden, das heißt eigentlich weniger die

*) Wegen Raummangels verspätet. Die Red.

Idee einer Schulbibel als die Brauchbarkeit des ins Auge gefaßten Württembergischen biblischen Lesebuchs. Die völlige Reform wird erst dann möglich sein, wenn diejenigen, die zu beschließen haben, einsehen, daß man die Sache nicht vom Standpunkt des Theologen betrachten darf, dem auch schwierige dogmatische Dinge verhältnismäßig leicht sind, sondern vom Standpunkte des Kindes, das allen Lehrstoff zunächst auch verstehen will, wenn der Unterricht ihm keine Plage werden soll, und vom Standpunkt des Lehrers, dem die Lehrmittel erlauben, auf diesen Standpunkt des Kindes Rücksicht zu nehmen und dabei zur Darstellung einfacher, ewiger christlicher Wahrheiten sein eigenes Herz ungehemmt durch lästige Vorschriften zu entfalten. Die Lehrer haben in ihrer Eingabe mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß sie eine Reform um des Gewissens und um der christlichen Religion, um des Volkes willen erstreben.

Eine zweite wichtige Eingabe betrifft das Apostolikum und seinen Gebrauch im Gottesdienst. Über die Mannheimer Eingabe ist im „Prot.-Bl." ausführlicher schon die Rede gewesen. Die Orthodoxen sind natürlich über den Antrag mit aller Macht, einige auch mit bitterbösem Spott, wie es ihr Herz zuließ, hergefallen. Wie wenn es nicht auch da nützlich, weise und nötig wäre, sich in die Situation derer hinein zu versetzen, die sich bedrückt fühlen! Die Orthodoxen fürchten, daß ohne Apostolikum nicht nur der Zusammenhang mit der anderen christlichen Kirche verloren gehe, sondern der geschichtliche Zusammenhang mit der urchristlichen Kirche auch, ja das eigentlich christliche überhaupt. Wie wenn ein Bekenntnis, das nicht einmal mehr milde Orthodoxe in allen Stücken wörtlich nehmen, und das den meisten Nichtorthodoxen ein tatsächlicher Stein des Anstoßes geworden ist, ein „Band" genannt werden könnte! Und wie wenn wir nicht in den Schriften des Neuen Testaments die eigentliche Quelle unserer christlichen Erkenntnis hätten nach urreformatorischen Grundsätzen. Es ist merkwürdig, daß aus ängstlicher Anhänglichkeit an ein wenn auch so ehrwürdiges, aber tatsächlich innerlich von den meisten, sogar von unserem offiziellen Katechismus zum Teil verlassenes Dokument christlicher Vergangenheit, die anderen wichtigeren Faktoren des christlichen Lebens so übersehen werden können. Aber leider stimmen in diese Ängstlichkeit auch viele Liberale ein, auch unter den Abgeordneten der Synode; oder eigentlich bei ihnen ist es mehr das, daß sie den Mannheimer Antrag für inopportun halten, weil die Orthodoxen daraus Kapital schlagen werden, den verlorenen Einfluß in der Landeskirche wieder zurück zu gewinnen, und weil es unserem liberalen Oberkirchenrat das Unangenehmste von der Welt sein müsse, seine Leitung der Kirche mit einer Angelegenheit belasten zu sollen, die auf jeden Fall bei so und so vielen böses Blut mache und das Vertrauen in jede künftige liberale Kirchenleitung bei allen Orthodoxen von vorn herein zerstören müsse. Aber man wird, selbst wenn das richtig wäre, den Mannheimern nicht verargen können, daß sie einmal frisch von der Leber weg reden und sich bemühen, eine klare Situation zu schaffen. Ob sie damit viele Abtrünnige oder Gleichgültige wieder für das kirchliche Leben gewinnen, das läßt sich nicht prophezeien. Auf jeden Fall haben sie ihr Gewissen erleichtert, haben von einem ihnen zustehenden kirchlichen Laienrecht mutigen Gebrauch gemacht, und das ist aller Anerkennung wert, mag die Debatte selbst nun ausgehen, wie sie will.

Viel mehr Verstimmung aber als bei diesen beiden Gegenständen wird zum Vorschein kommen, wenn über die Besetzung der Pfarreien verhandelt wird. Wir haben bei uns in Baden grundsätzlich die Pfarrwahl, aber mit der Einschränkung, daß aus der Zahl derer, die sich gemeldet haben, der Oberkirchenrat sechs der betreffenden Gemeinde zur Wahl vorschlägt. Bei der Aufstellung der Liste kann der Oberkirchenrat an drei Gesichtspunkte sich halten: das Wohl der betreffenden Gemeinde, das Wohl der Landeskirche, das Wohl des betreffenden Geistlichen. Es ist klar, daß diese drei Gesichtspunkte dem Oberkirchenrat ziemlich freien Spielraum lassen, unter den Bewerbern zu sichten. Früher hat man bis zu einem bestimmten Grad auf die Anciennität Rücksicht genommen. Der gegenwärtige Oberkirchenrat richtet sich mehr nach dem Grundsatz, daß auf eine Stelle der richtige Mann kommen soll. Das ist ohne Zweifel durchaus in der Ordnung. Aber zur Zufriedenheit der Beteiligten nur dann, wenn der Oberkirchenrat sich in der Beurteilung der Verhältnisse und der Personen nicht täuscht und wenn er nicht die Empfindung aufkommen läßt, daß er zu sehr „dirigieren" und zu sehr bestimmte Persönlichkeiten aus diesen oder jenen Gründen in den Vordergrund schiebt. Nun ist aber gerade hierin die Meinung verbreitet, daß des Guten zu viel geschehe. Das Organ der Orthodoxen hat sogar der Ansicht eines Gesinnungsgenossen Raum gegeben, daß im Oberkirchenrat „das reinste Willkürregiment" herrsche. Es wird geglaubt, daß der Oberkirchenrat je nachdem, wenigstens in den Städten, den Mann „ins Auge fasse", der die Stelle bekommen soll, mit Honoratioren der betreffenden Gemeinde die Sache vorher verabrede, so daß auf jeden Fall mit Gewalt der Mann auf die Vorschlagsliste komme, der die Stelle haben soll. — Ob man diese schweren Anschuldigungen beweisen kann, ist eine andere Frage. Da müßte man schon wissen, wer sich außer den schließlich Vorgeschlagenen noch gemeldet hat, aber ungerechtfertigterweise übergangen worden ist. Erfahren kann man das nur, wenn der Oberkirchenrat die Akten öffnet. In einem bestimmten Fall hat er erklärt, daß er dazu nicht verpflichtet sei. Dann dient das freilich nur dazu, die Mißstimmung zu befestigen. Ferner muß zugegeben werden, daß es tatsächlich besonders verzwickte Fälle geben kann, die nach der bisherigen Schablone nicht so leicht zu klären waren. Das muß aber dann der Oberkirchenrat unter freimütiger Darlegung der Verhältnisse zu beweisen versuchen.

Nun ist neuerdings noch etwas besonderes hinzugetreten. Nämlich der Oberkirchenrat hat, um den Mangel an Geistlichen abzuhelfen, ein außergewöhnliches Mittel ergriffen. Er hat nicht nur außerbadische Geistliche unter den üblichen Bedingungen aufgenommen, wozu er berechtigt war; er hat vielmehr auch Zöglinge der Predigerschule des Basler Missionshauses zum Examen zugelassen, falls ihnen der Staat das Maturum nachläßt und sie ein dreisemestriges Ergänzungsstudium nachweisen können. Daß diese Maßregel böses Blut unter den Geistlichen hervorgerufen hat, läßt sich denken. Denn jeder Stand hat doch nun einmal seine bestimmte gesetzliche Vorbildung sich anzueignen. Eine orthodoxe Stimme hat freilich gemeint, die Landeskirche könne von diesem Zuzug von „positiven" Kräften nur gewinnen. Ein scharfer Artikel des liberalen „Ev.-prot. K.-Bl." hat weithin Beachtung gefunden, auch über die Grenzen des badischen Landes hinaus. Es wird sich nun zeigen, mit welchen Gründen der Oberkirchenrat die Maßnahme verteidigt und mit welchem Erfolg.

Endlich noch eine Maßnahme, die bis jetzt aber bloß Vorlage ist. Der Oberkirchenrat will für schwierigere Posten, falls geeignete Kräfte in der Landeskirche selbst sich zufällig nicht finden, von auswärts geeignete Geistliche berufen! Daß dieses Mißtrauensvotum gegen das heranwachsende Theologengeschlecht große Verstimmung hervorgerufen hat, ist begreiflich. Um so mehr, da der Oberkirchenrat sich nicht begnügt mit den Pfarrern, die so wie so sich bei ihm melden, sondern für diesen Fall noch besondere Befugnisse sich erbittet. Das hätte er, nach allgemeiner Meinung, nicht tun dürfen, da er mit seinem Mangel an Vertrauen nicht geeignet ist, die Lust zum Studium der Theologie zu mehren, und weil es jene schwereren, also auch besseren Stellen in irgend einem Maße Ausländern vorbehält. Er wird wohl Mühe haben, seine Absicht durchzudrücken. Es müßte denn sein, daß er erdrückendes Beweismaterial für die Berechtigung derselben beibringt.

Es sind also interessante Verhandlungen zu erwarten.

Eine Milderung werden sie aber dadurch erfahren, daß für verschiedene Punkte zwischen den Vertretern aller drei Richtungen schon seit längerer Zeit eine Einigung erzielt worden ist. Die prinzipiellen Fragen sind freilich davon ausgenommen. Diese stellen einige scharfe Auseinandersetzungen in Aussicht.

Nachrichten.

Allgemeines.

Universitäten. Privatdozent lic. Weinel ist zum außerordentlichen Professor an v. Dobschütz Stelle nach Jena berufen worden.

Mission. Wir machen unsere Leser ausdrücklich auf das in dieser Nummer veröffentlichte Programm für die Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missonsvereins aufmerksam. Von großem aktuellem Interesse ist das Thema: „Politik und Mission in den Kolonien“, das von dem früheren Missionar Pfarrer Dr. Christlieb behandelt werden wird.

Protestantisches.

Berlin. In diesem Jahre findet die Lutherfeier des Evangelischen Bundes Donnerstag, den 3. November, im großen Saale der Philharmonie statt. Vom königlichen Hof- und Domchor unter Leitung des königlichen Domchordirektors Hermann Prüfer werden die Gesänge ausgeführt. Ansprachen halten Hofprediger Keßler-Potsdam und Pastor D. Kaiser-Leipzig. Einlaßkarten (nur Sitzplätze) von 50 Pf. bis 3 Mk. bei Bote & Bock, Leipzigerstr. 37 (9—6) und in der Geschäftsstelle des Evangelischen Bundes, Seydelstr. 14 vorn II (9—1 und 4—7).

Vereine und Versammlungen.

XX. Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Mannheim am 1. und 2. November 1904. Montag, den 31. Oktober. Abends 8 Uhr: Im Sitzungssaal der Konkordienkirche (R 2) 1. Konferenz des Zentralvorstandes. Abends 1/29 Uhr: Im reservierten Zimmer des Zähringer Hofs (Q 2, 9/10) zwanglose Zusammenkunft der Festgäste. Dienstag, den 1. November. Vormittags 9 Uhr: 2. Konferenz des Zentralvorstandes im Sitzungssaal der Konkordienkirche. Nachmittags 4 Uhr: Ebendort Geschäftliche Jahresversammlung des Badischen Landesvereins. Abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der Konkordienkirche unter Mitwirkung der Vereine für klassische Kirchenmusik und des Frauenchors der Trinitatiskirche. Festpredigt: Geh. Kirchenrat Professor D. Bassermann aus Heidelberg. Abends 8 Uhr: Im Hotel National (gegenüber dem Hauptbahnhof) gesellige Vereinigung der Festgäste mit Damen. Mittwoch, den 2. November. Vormittags 8 Uhr: In der Konkordienkirche Generalversammlung, geschäftlicher Teil. Vormittags 10 Uhr: Ebendort: Generalversammlung, öffentlicher Teil. 1. Eröffnung durch den Präsidenten, Prediger D. Kind von Berlin. 2. Offizielle Begrüßungen. 3. Jahresbericht. 4. Vortrag des ehem. Missionars, Pfarrer Dr. Christlieb von Freistett, über: „Politik und Mission in den Kolonien“. Mittags 1/22 Uhr: Im Parkhotel (Friedrichsplatz) gemeinschaftliches Mittagessen (Gedeck 3 Mk. ohne Wein). Abends 1/28 Uhr: Im Nibelungensaal des Rosengartens (am Friedrichsplatz) Familien-Abend unter Mitwirkung der vereinigten Kirchenchöre und mit Solodarbietungen einzelner Gemeindeglieder. Hauptvortrag: Professor D. Thümmel von Jena. Ansprache: Professor Schmiedel von Eisenach: „Vulkanische Gewalten im Natur- und Volksleben Japans“. Donnerstag, den 3. November. Vormittags: Ausflug nach Speier zum Besuch der Gedächtniskirche und der Kaisergruft.

Berlin. Frauenverein der Gustav Adolf-Stiftung, Bazar Dienstag, den 25. Oktober 1904, von 11—6 Uhr, Mittwoch, den 26. Oktober 1904, von 11—3 Uhr, in den Konferenzsälen des Direktoriums des Anhalter Bahnhofes, für Unterstützungen von bedürftigen Gemeinden der Diaspora zur Erhaltung von Konfirmandenhäusern, Waisenhäusern, Schulen, Gemeindepflegen und zur Ausschmückung von Gottesdienststätten.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

In Heften 30—40 Pfg.
Religionsgeschichtliche Volksbücher.
Bis jetzt erschienen:
Quellen des Lebens Jesu. Von Prof. Wernle. 40 Pfg.
Jesus (Doppelheft). Von Prof. Bousset. 60 Pfg.
Entstehung d. Neuen Testaments. Von Prof. Holtzmann. 35 Pfg.
Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie. Von Prof. Pfleiderer. 40 Pfg.
Seelenwanderung. Von Prof. Bertholet. 40 Pfg.
Mit Porto je 10 Pfg. mehr.
Prospekte gratis.
Zu beziehen (einzeln und fortlaufend) von jeder Buchhandlung sowie vom Verlage, der gegen 3 Mk. Einsendung Konto anlegt, und die Hefte jeweils nach Erscheinen versendet.
Postabonnement (monatlich 1 Heft) Mk. 2.10 im Halbjahr.
Gebauer-Schwetschke
Halle a. S.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.
Kleine Abendmahlskelche
in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung:
versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.
Berliner Metallwarenfabrik
H. A. Jürst & Co. A.-G.
Adlershof-Berlin.
Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

Wichtig für die Gustav Adolf-Kindergabe!
Soeben erschien:
Der Gustav Adolf-Verein im Kindergottesdienst
von P. Zauleck, Bremen.
160 Seiten gr. 8° mit Notenheft. Preis brosch. Mk. 2.40, geb. 1/1 Leinen Mk. 3.50.
Bietet vollkommene Handreichung zur Ausgestaltung von Gustav Adolf-Fest-Kindergottesdiensten sowie Gustav Adolf-Fest-Liturgien.
Verlag von ARWED STRAUCH, Leipzig.

Friedr. Schleiermacher, Predigten
über das Evangelium Marci und den Brief Pauli an die Colosser, herausgegeben von Fr. Zabel. 2 Bände gr. 8°, 850 Seiten, auf weißem, guten Druckpapier. Berlin 1835. Beide Bände in einem Bande, broschiert, tadellose Exemplare.
Ladenpreis statt M. 11.— jetzt M. 4.50.
Verlag von F. A. Herbig, Berlin W. 35.
Auch durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die mystische Seite des religiösen Lebens.
Pastor Hartwich-Walle.
Preis 50 Pfg.
In jeder Buchhandlung vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Harmoniums
Flügel, Pianos.
Der „Harmonium-Pastor“ hält trotz aller Angriffe und Drohungen der interessierten Kreise seine kleinen Preise für beste Fabrikate ruhig fest.
Illustrierte Kataloge gratis.
10 Jahre Garantie.
Nordisches Musikhaus
in Flensburg (Schleswig-Holstein).
Inh. S. C. Simonsen, Pastor a. D.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Soeben erschien:
Der deutsche Protestantenverein
Von D. Hönig.
Preis 30 ₰.
Bremen. Carl Schünemann.

Am Sonntag, den 16. Oktober, wurde uns ein gesundes

Töchterchen

geboren.

Alfred Fischer,
Prediger an der Jerusalemskirche,
und Frau
Helene, geb. Vogler.

Berlin SW. 12
Friedrichstrasse 213.